

Wer Frieden (verstehen) will, muss auch Konflikte erforschen

Rebecca Gulowski und Michaela Zöhrer

„Wir sind heute in einer anderen Welt aufgewacht“. Das erklärte die deutsche Außenministerin Annalena Baerbock am Morgen des 24. Februar 2022 vor der Presse. In der Nacht zuvor hatte die russische Invasion in der Ukraine begonnen. Während wir diese Einleitung verfassen, wird die Welt erneut Zeugin eines Angriffskriegs auf europäischem Boden, eines Krieges, der nicht überall auf der Welt gleichermaßen erlebt und wahrgenommen wird – oder überhaupt von allen als solcher, als Krieg, bezeichnet wird.

Viele Friedens- und Konfliktforscher:innen werden der Einschätzung der deutschen Außenministerin nicht, zumindest nicht vorbehaltlos, zustimmen – trotz der auch unter ihnen (uns) verbreiteten Verzweiflung, Ratlosigkeit und Entrüstung angesichts der aktuellen Ereignisse. Denn Baerbocks Aussage suggeriert einen scharfen Bruch zwischen einem Vorher und einem Nachher und legt damit ein Deutungsmuster der Ereignisse nahe, das potentiell den Blick darauf versperrt, dass wir Zeug:innen einer neuen Stufe der Eskalation eines schon viele Jahre andauernden Konfliktes sind. In diesem Sinne lässt sich die folgende Äußerung des Friedens- und Konfliktforschers Christoph Weller (2022) in einem Interview mit dem Schweizer Online-Nachrichtenportal *watson* auch so verstehen, dass uns der Kriegsbeginn keineswegs über Nacht in einer neuen Welt aufwachen ließ:

„Bei der Suche nach Auswegen aus einer weiteren kriegerischen Eskalation sollten wir den Kriegsbeginn als Schritt in einer zuvor abgelauften Entwicklung betrachten: Es gab eine Polarisierung bei den Positionen und die Eskalation bis zur Anwendung militärischer Gewalt: ein Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine.“

Für den Blick nach vorne erscheint demnach gerade die Berücksichtigung der vorangegangenen komplexen Entwicklungen und Konflikt dynamiken erforderlich.¹ Etablierte Institutionen der Konfliktbearbeitung wie die Vereinten Nationen, die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit

1 Das ist umso wichtiger hervorzuheben, als es aktuell ungemein naheliegend, gar verführerisch, zu sein scheint, von einer ‚Zeitenwende‘ auszugehen, um den einen

in Europa (OSZE) oder der Europarat hätten im konkreten Falle zwar versagt (Weller 2022). Nichtsdestotrotz, so Weller weiter, habe man mit entsprechenden Institutionen in der Vergangenheit viele Eskalationsprozesse von internationalen Konflikten verhindern können – so wie es vor über 30 Jahren ohne die OSZE und ihre Vorläuferin, die Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE), wohl „kein friedliches Ende des Ost-West-Konflikts gegeben“ (Weller 2022) hätte. Institutionen der Konfliktbearbeitung müssten jedoch beständig an die sich wandelnden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Herausforderungen angepasst werden, sich also stetig weiterentwickeln. Nur so könnten sie ihrer Aufgabe gerecht werden, mit bestehenden Differenzen, die nicht aufgelöst werden können (oder müssen), einen konstruktiven Umgang zu finden: „Dann können die Differenzen immer wieder artikuliert und es kann darüber gestritten werden. Ohne Androhung oder gar Anwendung von Gewalt“ (Weller 2022).

Der voranstehende kursorische Blick auf aktuelle Geschehnisse verdeutlicht auch erste wichtige Ansatzpunkte einer sozialwissenschaftlichen Forschungsperspektive auf Konflikte unter dem Dach der Friedens- und Konfliktforschung – einer analytischen Perspektive, die Konflikte und ihre Dynamiken zu verstehen sucht, um nicht zuletzt Wege zur Vermeidung der gewaltsamen Konflikteskalation wie auch aus ihr heraus zu finden. Das heißt nicht, dass es sozialwissenschaftlicher Friedens- und Konfliktforschung heute vorrangig um ‚Konfliktvermeidung‘ und ‚Eskalationsverhinderung‘ in einem instrumentellen Sinne geht, wie dies etwa der sogenannten traditionellen Friedensforschung vonseiten Kritischer Friedensforscher:innen bescheinigt wurde (hierzu Bonacker 2011: 50). In der Tradition der Kritischen Friedensforschung stehend geht es mancher sozialwissenschaftlicher Konfliktforschung etwa auch um latente Konflikte (und eine Kritik an deren Unterdrückung als Herrschaftsinstrument) sowie um die Überwindung von Formen struktureller Gewalt, mithin um einen positiven Frieden.² Dem Ziel des Friedens wird sich mit einem sozialwissenschaftlichen Fokus auf Konflikte zudem grundlegender darüber

oder anderen Paradigmenwechsel – etwa auch in der deutschen Rüstungspolitik – einzuläuten und zu legitimieren (kritisch hierzu Hauswedell 2022).

- 2 Besonders offenkundig in der Tradition früher Kritischer und feministischer Friedensforschung stehen aktuelle herrschafts- und machtkritische Perspektiven, die in der deutschsprachigen Community der Friedens- und Konfliktforschung seit einigen Jahren wieder vernehmlich vertreten sind (und oftmals an post- und dekoloniale Theorien anknüpfen). Auch einige Autor:innen in diesem Band verorten sich in dieser ‚Forschungslinie‘.

genähert, dass gefragt wird, wie in einer Gesellschaft unausweichliche und geradezu ubiquitär auszumachende, nicht *per se* als problematisch zu betrachtende Differenzen und Antagonismen in Konflikte transformiert werden können, die – nicht zuletzt mithilfe von Regeln und Institutionen der Konfliktbearbeitung – gewaltfrei ausgetragen werden.³ Wer Frieden (verstehen) will, sollte also auch Konflikte, ihre Gegenstände und Dynamiken erforschen und zudem den nötigen Wandel von Konfliktbearbeitungsinstitutionen ein Stück weit antizipieren können.

Christoph Weller, dem dieser Sammelband gewidmet ist, gestaltet seit gut drei Jahrzehnten die sozialwissenschaftliche Friedens- und Konfliktforschung im deutschsprachigen Raum maßgeblich mit. Dabei macht er sich einerseits für konstruktivistische und reflexive Ansätze in der Friedens- und Konfliktforschung stark. Andererseits ruft er immer wieder zur fokussierten und systematischen Auseinandersetzung mit transnationalen und innergesellschaftlichen Konflikten auf, um darüber nicht nur ein „Verständnis von Konflikteskalation“ zu erlangen, sondern auch die „Bedingungen für Frieden und Gewaltverzicht“ (Weller 2017a: 176) besser zu fassen zu bekommen. Weller (2017a: 176) spricht sich genauer für eine reflexiv-konstruktivistische Friedensforschung aus, die „[i]m Wissen um die Muster, Einseitigkeiten und Beschränkungen des Wahrnehmens und Beobachtens und ihrer potenziell konfliktverschärfenden Wirkungen [...] ihren Beitrag vor allem in der Analyse des Beobachtens von und in Konflikten und der Reflexion ihres jeweiligen eigenen Beobachtens“ sehe. Wie er in dem oben bereits zitierten Interview mit *watson* mit Blick auf die Analyse und Bewertung des Krieges in der Ukraine ausführt, komme eine „erweiterte Perspektive“ der Friedens- und Konfliktforschung zum Tragen, die die Aufmerksamkeit selbstkritisch „auf die Logik des Denkens und die Muster der eigenen Wahrnehmung“ (Weller 2022) richte. Weller selbst verknüpft dafür verschiedene Ansätze und Ausgangspunkte miteinander. Eine solche Multiperspektivität ist eine generelle Stärke der Friedens- und Konfliktforschung. Diese ist zudem eine Multi-Disziplin, in deren Rahmen vielfältige Themen bearbeitet werden und auf ein breites Theorien- und Methodenspektrum zurückgegriffen wird.⁴

3 Hier bestehen offenkundig Anknüpfungspunkte zu Konfliktkonzeptionen von Georg Simmel, Lewis A. Coser, Ralf Dahrendorf oder auch Chantal Mouffe (hierzu Gulowski/Weller 2017).

4 Waren deutsche Friedensforscher:innen zu Beginn nicht nur in den Sozialwissenschaften, sondern vielfach auch in naturwissenschaftlichen Disziplinen beheimatet, wird heute eine Dominanz der sozialwissenschaftlichen – und speziell der politikwissenschaftlichen – Beschäftigung mit Fragen zu Frieden und Krieg (kritisch)

Entstanden ist die (deutsche) Friedensforschung in den späten 1950er Jahren unter dem Eindruck nuklearer Bedrohung und vor allem des großen Leids, das sich europäische Staaten in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nicht zuletzt untereinander zugefügt haben.

„Beweggrund für die Friedensforschung ist die politische und soziale Aufgabe, den Frieden in der Welt zu ermöglichen und zu sichern, die Friedensforschung soll also die Probleme erforschen, die den Frieden in der Welt bedrohen, und die Bedingungen der Erhaltung bzw. Schaffung des Friedens ermitteln. Zunächst geht es dabei um Methoden der Verhütung der bewaffneten internationalen Konflikte, insbesondere der Verhinderung eines Weltkriegs mit Atomwaffen“ (DGFK 1983, zitiert nach Koppe 2001: 213-214).

Heute ist ein (Selbst-)Verständnis des interdisziplinären Forschungsfeldes der Friedens- und Konfliktforschung recht verbreitet, das sie als eine Praxis begreift, die sich am Ziel der Verhinderung und Reduktion von Gewalt und eines möglichst konstruktiven Umgangs mit sozialen Konflikten ausrichtet, um darüber einen Beitrag für Frieden zu leisten (ähnlich Weller/Bösch 2018: 359). Dieses (bis heute mutmaßlich nicht konsensfähige) Verständnis hat sich, Hand in Hand mit gesellschaftspolitischen Veränderungen, im Zuge der Entwicklung der frühen Friedensforschung hin zu einer immer stärker sozialwissenschaftlich dominierten Friedens- und Konfliktforschung, die sich nicht nur Frieden, Krieg und Gewalt, sondern auch vielfältigen Konflikten systematisch zuwendet, weiter ausgebildet.⁵ Wie Bernhard Moltmann Ende der 1980er Jahre festgestellt hat:

„Friedensforschung wird heute allgemein als ‚Friedens- und Konfliktforschung‘ bezeichnet. In der Erweiterung sind unterschiedliche Vorstellungen von Frieden und die verschiedenen Erwartungen an einen wissenschaftlichen Umgang mit Frieden eingegangen. Eine Wissenschaft, die sich mit Konflikten beschäftigt, erscheint vielfach sinnvoller angesichts der Fülle von Krisen und Konflikten innerhalb von Gesell-

konstatiert, während eine „einschlägige natur- und technikwissenschaftliche Kompetenz in Deutschland für die Friedens- und Konfliktforschung immer weniger verfügbar“ sei (Wissenschaftsrat 2019: 14).

5 Anmerken möchten wir, dass wir – trotz der oben getroffenen Unterscheidung von früher Friedensforschung und Friedens- und Konfliktforschung, die es uns erlaubt, auf gewisse inhaltliche, ideologische, methodische und diskursive Verschiebungen aufmerksam zu machen – Friedens- und Konfliktforschung und Friedensforschung in dieser Einleitung in aller Regel synonym verwenden (wie die meisten Autor:innen in diesem Band auch).

schaften, Staaten oder zwischen diesen“ (Moltmann 1988, zitiert nach Bonacker 2011: 47).

Christoph Weller gehört zu jenen Forscher:innen, die der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung vorleben, welches Potential darin liegt, wenn Friedensforschung *auch* als sozialwissenschaftliche Konfliktforschung verstanden und betrieben wird, die sich in Forschung und Lehre nicht nur mit aktuellen global- wie innergesellschaftlichen Konflikten auseinandersetzt, sondern dabei auch theoretische wie praxeologische Zweifel gegenüber zahlreichen Prämissen der Friedensforschung und ihren theoretisch-konzeptionellen Grundlagen zulässt und reflektiert – ohne sich vom Ziel eines Forschens für Frieden zu verabschieden.

„Insbesondere mit der Bezeichnung ‚Friedensforschung‘ werden Ansprüche und Erwartungen verknüpft, die regelmäßig einen wesentlichen Beitrag zur Lebendigkeit, Reflexion und Innovation dieser Forschungsrichtung leisten [...]. Wertorientierung, Praxisbezug, Interdisziplinarität und deren jeweilige Reflexion hinsichtlich der eigenen – oder auch fremder – Forschungsanstrengungen sind ein ständiger Quell für Zweifel und (Selbst-)Kritik“ (Weller 2017b: 563).

Vor dem Hintergrund der Persistenz und Relevanz entsprechender Zweifel, kritischer Selbstbefragungen, aber auch konzeptueller (Re-)Orientierungsbestrebungen verstehen wir den vorgelegten Sammelband als interdisziplinäres und vielstimmiges Zwischenfazit. Wir haben Wegbegleiter:innen Christoph Wellers dazu eingeladen, sich mit Themenfeldern, Fragestellungen oder zentralen Begriffen auseinanderzusetzen, die sein wissenschaftliches Schaffen prägten und prägen. Der vorgelegte Band zeugt in der Folge von einer Vielfalt an Themen und theoretischen Zugängen, die sich etwa mit Blick auf ihr Verhältnis zu konstruktivistischen oder herrschaftskritischen Perspektiven sowie zu Fragen der Normativität der (eigenen) Friedens- und Konfliktforschung unterscheiden. Zudem nutzen einige der Autor:innen die Gelegenheit zur intensiven Auseinandersetzung mit den theoretischen Arbeiten Wellers und deren (kritischen) Würdigung.

Auch angesichts der immer wieder vorgenommenen Gegenüberstellung einer Forschung *für* den Frieden oder *über* den Frieden nehmen die Autor:innen unterschiedliche Positionen ein.⁶ Wenn wir jedoch im Titel

6 Thorsten Bonacker (2011) stellt mit Blick auf die genannte Gegenüberstellung beispielsweise fest, dass vornehmlich die frühe Kritische Friedensforschung *für* Frieden geforscht habe, während spätere Positionen zunehmend (wenn auch nicht

des Sammelbandes von „Forschungen für Frieden“ sprechen, dann in der Überzeugung, dass es nicht um ein Entweder-oder gehen muss. Wir schließen uns Sabine Jabergs Lesart an, die „Friedensforschung sehr umfassend als jedwede Forschung [begrift], die über oder für den Frieden betrieben wird – egal um welche seiner Facetten es ihr gerade geht, egal aus welchen wissenschaftlichen Disziplinen sie hervorgeht, egal an welchen Orten sie stattfindet“ (Jaberg in diesem Band).

Die Beiträge dieses Bandes sind in drei Themenblöcke sortiert. Den ersten Teil eröffnen Beiträge, die (begriffs-)konzeptionelle Zugänge und Perspektiven der Friedens- und Konfliktforschung über die fokussierte Auseinandersetzung mit Frieden (Nielebock), Konflikt (Bonacker/Stetter), Konstruktivismus (Jaberg) oder Reflexivität (Pauls/Rungius) ausloten. Die Autor:innen des zweiten Teils richten den Blick auf konkrete Anwendungsfelder sozialwissenschaftlicher Konfliktforschung: Es werden Bedrohungsstrukturen in den internationalen Beziehungen fokussiert (Bock), die (Un-)Sicherheitsforschung wird exemplarisch auf den Osloer Friedensprozess angewandt (Kaunert/Wertmann) und es wird eine postkoloniale Kritik an gängigen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit Multikulturalismus geübt (Weber). Im dritten Teil des Sammelbandes wird das Feld der Friedens- und Konfliktforschung als solches reflektiert. Er versammelt grundlegend ansetzende (Selbst-)Reflexionsbeiträge zur Geschichte (Bösch) und Gegenwart (Brunner) der Friedens- und Konfliktforschung in ihren wissenschafts- und gesellschaftspolitischen Kontexten, wobei Friedens- und Konfliktforschung nicht nur als interdisziplinäres Forschungsfeld und Forschungsgemeinschaft in den Blick gerät, sondern auch speziell als Lehr- und Lernfeld (Bode/Nielebock sowie Dietrich).

I. (Begriffs-)konzeptionelle Zugänge zu Frieden und Konflikt

Thomas Nielebock widmet sich in seinem Beitrag dem Begriff Frieden und verdeutlicht zugleich, warum dieser definitorisch nur schwer zu fassen ist. So skizziert er die Schwierigkeiten einer allgemeingültigen Begriffsbestimmung: Verstanden als historisch-politischer Begriff hänge Frieden da-

ausschließlich) Friedensforschung als eine Wissenschaft betrieben, „bei der der Frieden – und unter Umständen sein Gegenüber, also Konflikt, Gewalt und Krieg – zentraler Gegenstand ist, *über* den geforscht wird“ (Bonacker 2011: 48; Hervorh. RG/MZ).

von ab, welcher zeit-räumlichen Lebenswelt er entstamme und sei zudem immer auch strittiger Gegenstand politischer Kämpfe. Dabei bleibe Frieden für die meisten eine Utopie und sein breites Bedeutungsspektrum in Wissenschaft und Alltag mache den Begriff überdies unscharf. Als empirisches Beispiel für die Herausforderung, den Friedensbegriff zu bestimmen, nennt Nielebock den Global Peace Index (GPI), der den Grad der Friedfertigkeit bzw. Friedlosigkeit nur an der Gewalttätigkeit einer Gesellschaft bemesse, nicht aber die Qualität des Friedens und der Beziehungen untereinander abbilden könne. Es sei nach Nielebock jedoch zentral, Frieden als sozialen Begriff zu fassen, der unterschiedliche Beziehungsdimensionen (eines Individuums zu sich selbst, zu Gott, zwischen Bürger:innen in einem Staat usw.) umfasse. Ausgehend von den genannten Schwierigkeiten schlägt Nielebock in Anlehnung an wichtige Grundlagendebatten der Friedensforschung vor, Frieden *auch* als Prozess zu bestimmen, der Verbesserungen in vier Aufgabenfeldern mit sich bringen solle: Abbau von Not, Vermeidung von Gewalt, Verminderung der Unfreiheit sowie Schutz kultureller Vielfalt.

Thorsten Bonacker und *Stefan Stetter* legen den Fokus ihres Beitrags weniger auf Frieden denn auf Konflikt, wenn sie an die Arbeiten Christoph Wellers zu einer reflexiven Friedensforschung und an konstruktivistische Perspektiven anschließen, um die Brücke hin zu einer radikal konstruktivistischen Konfliktforschung zu schlagen. Eine solche konstruktivistische Konfliktforschung interessiere sich für die Formierungsprozesse und Eigendynamiken von Konflikten „als aufeinander Bezug nehmende Widerspruchskommunikationen“, wobei es ihr weniger darum gehe, danach zu fragen, „warum Akteur:innen Konflikte eingehen, als vielmehr danach, wie Konflikte Akteur:innen – und Beziehungen zwischen ihnen – hervorbringen und modifizieren“. Eine konstruktivistische Konfliktforschung nehme sich zudem in ihrer Normativität zurück, insofern als ein ‚Richterspruch‘ ausbleibe, welcher Konfliktpartei Recht zu geben sei. Das Potential einer so gedachten konstruktivistischen Konfliktforschung liege vielmehr darin, zu beobachten, wie Konflikte entstünden und wie sie so transformiert werden könnten, dass sie nicht mit Gewalt ausgetragen würden. Bonacker und Stetter bieten ein konzeptionelles Modell für die sozialwissenschaftliche Konfliktforschung an, die sich als wissenschaftliche Praxis etwa von aktivistischen und politischen Ansätzen klar unterscheide, ohne die Idee aufzugeben, dass Friedens- und Konfliktforschung eine gesellschaftspolitische Verantwortung trage.

Auch *Sabine Jaberg* beschäftigt sich in ihrem Beitrag eingehend mit konstruktivistischen Perspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung. In ihrem Text setzt sie sich dabei dezidiert – und durchaus auch kritisch

– mit derjenigen Christoph Wellers auseinander, die er bereits zu Beginn der 2000er Jahre ausformulierte und die damals bei der Autorin, eigenen Angaben zufolge, einige Widerstände auslöste. Die von Weller vorangetriebene Etablierung des Konstruktivismus und speziell seine konstruktivistische Auseinandersetzung mit dem Gewaltbegriff in der Friedens- und Konfliktforschung haben, so Jabergs heutige Einschätzung, durchaus zur Erweiterung und Vertiefung des friedenswissenschaftlichen Diskurses beigetragen. Aus gegenwärtiger Sicht ist es vor allem der von Weller seinerzeit propagierte ‚konstruktivistische Paradigmenwechsel‘ in der Friedens- und Konfliktforschung, dem Jaberg kritisch begegnet. So macht die Autorin deutlich, dass gerade in der Friedens- und Konfliktforschung keine Theorieperspektive einen Alleinvertretungsanspruch erheben könne oder sollte. Um Frieden zu verstehen und zu diesem beizutragen, brauche es eine theoretische Multiperspektivität. Mittels dieser könnten die Zugänge und Erhebungsmöglichkeiten einzelner Perspektiven ergänzt und ihre jeweiligen Defizite ausgeglichen werden.

Nicht zuletzt mit der Verbreitung konstruktivistischer Perspektiven wurde Reflexivität in der Friedens- und Konfliktforschung zu einem wichtigen Gütekriterium, wenn nicht sogar analytische Grundprämisse in der Forschung. *Christina Pauls* und *Charlotte Rungius* setzen sich in ihrem Beitrag kritisch mit Christoph Wellers Bemühen um Reflexivität in der Friedens- und Konfliktforschung auseinander. Hierfür rekonstruieren die Autorinnen dessen Reflexivitätsverständnis vor dem Hintergrund moderner und postmoderner Onto-Epistemologien und übertragen es auf einen Friedenspluralismus. Das hilft ihnen dabei, zentrale Herausforderungen und Fallstricke zu identifizieren, die nicht zuletzt aus herrschaftskritischer Perspektive mit einem methodologischen Reflexivitätsimperativ einhergehen. Beispielsweise würde Reflexivität zwar als wichtigstes Kriterium wissenschaftlicher Beobachtung gesehen, um in Konflikten eine angemessene Distanziertheit und Wertneutralität zu etablieren; genau dies täusche aber eine „trägerische Immunität gegenüber den eigenen Verstrickungen in realweltliche Umstände“ vor. Aus einer dekolonialen Perspektive kritisieren die Autorinnen die Dominanz und wohl auch Arroganz rational-kognitiver Epistemologien gegenüber insbesondere indigenen Wissensformen als logozentrisch und entkoppelt von der eigenen Körperlichkeit und Affektstruktur. Pauls und Rungius zeigen, dass die Grenzen wissenschaftlicher Reflexivität auch im Rahmen der Friedens- und Konfliktforschung dort bestünden, wo diese in einer „modernen methodologischen Begründungsstruktur und Rationalität verhaftet bleibt und damit unbewusst das moderne Projekt der Zergliederung, Steuerung und Kontrolle fortsetzt“.

II. Exemplarische Anwendungsfelder

Andreas Bock greift in seinem Beitrag seinerseits die konstruktivistische Perspektive sowie die Feindbildforschung Christoph Wellers auf und illustriert, insbesondere unter Bezugnahme auf Stephen M. Walts Ansatz der „Balance of Threat“ und mit Blick auf das Beispiel Iran, wie Bedrohung und Unsicherheit jenseits objektivierbarer Kriterien konstruiert würden. Unsicherheit beschreibe eine Uneindeutigkeit (des Wissens), die Akteur:innen basierend auf gesellschaftlich etablierten Annahmen, auf sogenannten *mind-sets*, zu vereindeutigen suchten. Mittels der *mind-sets* würden *images* entwickelt, die Aussagen über vermutete Ziele und Absichten der anderen Akteur:innen treffen ließen. Laut Bock erlaube es dieser Ansatz, Antworten auf eine bis dato kaum systematisch untersuchte Frage nach „dem autopoietischen Zusammenhang zwischen sozial etablierten *mind-sets* und einer spezifischen Bedrohungswahrnehmung“ zu geben. Bock zeigt auf, dass auch Bedrohungswahrnehmungen abhängig sind von gesellschaftlichen Vorstellungen und Vorannahmen, und dass über sie politisch entschieden wird.

Ähnlich wie Bock speisen auch Christian Kaunert und Ori Wertmann die eher aus den *Security Studies* stammenden Begriffe Bedrohung, Unsicherheit und Sicherheit über einen Konstruktivismus in die Debatten der Friedens- und Konfliktforschung ein. Am Beispiel des Osloer Friedensprozesses (1993-1995) illustrieren sie, dass sich auch Friedensprozesse mit der Theorie der Versicherheitlichung (*securitisation theory*) gewinnbringend analysieren ließen, insofern sich beobachten lasse, dass Versicherheitlichung in manchen Fällen zu Konflikttransformation und Friedensprozessen beitragen könne. Traditionell werden mit der Theorie der Versicherheitlichung Sicherheitsbedrohungen aus konstruktivistischer Perspektive untersucht. Kaunert und Wertmann erweitern den Anwendungsbereich dieser Theorie(-Tools) und weichen dafür von dem klassischen binären Verständnis von Frieden und Krieg (im Sinne eines negativen Friedensbegriffs) ab. Sie zeigen anhand ihres Fallbeispiels auf, dass Friedfertigkeit entlang eines Kontinuums und nicht allein als Abwesenheit von Gewalt zu verstehen sei. Hierfür integrieren sie unterschiedliche Theoriestränge, wenn sie Ansätze der Konfliktlösung und -transformation in der Friedens- und Konfliktforschung mit der Untersuchung von Sicherheit und Unsicherheit verbinden.

Während konstruktivistische Perspektiven heute zum Mainstream der Friedens- und Konfliktforschung gehören, sind es seit mehreren Jahren (neben feministischen) vor allem postkoloniale Theorieperspektiven, welche eben diesen Mainstream produktiv zu irritieren suchen. Nicki K. Weber

entfaltet in seinem Beitrag eine postkoloniale Kritik an multikulturellen Gesellschaftsverständnissen und Theorien und entwickelt eine maßgeblich von postkolonialen Perspektiven getragene Heuristik, anhand derer auch Blicke ‚von außen‘ bzw. ‚von der Seitenlinie‘ ermöglicht würden. Weber stellt die Annahmen und Ausprägungen eines kommunitaristischen denen eines liberalen Multikulturalismus gegenüber, um deren beider Schwachstellen anhand aktueller gesellschaftspolitischer Beispiele auszuloten. Mit seiner postkolonialen Perspektive auf Multikulturalismus und am Beispiel des migrantischen Subjekts verdeutlicht er, dass die Trennlinien zwischen liberalen und kommunitaristischen und sogar konservativen Ansätzen wenig trennscharf seien und sich Konflikte im Umgang mit Differenz weder in Universalismen noch Partikularismen auflösen ließen. Eindrücklich macht Weber darauf aufmerksam, wie sich Selbstverständlichkeiten – etwa in der erinnerungskulturellen Arbeit – verändern könnten und müssten, wenn die (hybriden) Lebenswirklichkeiten, Erfahrungsräume und Wissensbestände marginalisierter Personen stärker eingebracht würden.

III. Beiträge zur Selbstverständigung in der Friedensforschung und -bildung

Stefan Böschen nimmt in seinem Beitrag eine wissenschaftstheoretische Perspektive ein und wendet sich insbesondere der Entstehungsgeschichte der Friedens- und Konfliktforschung zu, die er als problemorientierte Forschung und damit als *issue*-abhängig, interdisziplinär, partizipativ und inklusiv sowie reflexiv plausibilisiert. Als problemorientierte Forschung produziere Friedens- und Konfliktforschung immer nur vorläufiges Wissen und somit auch Unsicherheiten. Der Umgang damit sei für die (Inter-)Disziplin der Friedens- und Konfliktforschung konstitutiv, diese erschaffe sich unter anderem im Rahmen ihrer „Selbstgeschichtsschreibung“ ihre eigenen Narrative. Letztere erfüllten „nicht nur eine erkenntnisleitende Funktion, sondern sie bringen zugleich Varianten öffentlich-politischer Problemcharakterisierung zum Ausdruck und synchronisieren auf diese Weise epistemische und öffentlich-politische Problemlösungsarbeit“. In seinem Beitrag unternimmt Böschen nun den Versuch, der Entstehungsgeschichte der Friedens- und Konfliktforschung näherzukommen, darum wissend, dass diese unterschiedlich erzählt werden kann. Er stellt die vier grundlegenden (Plot-)Muster vor, wie eine Geschichte erzählt werden könne – namentlich Romanze, Satire, Komödie und Tragödie –, und regt dazu an, dass wir Leser:innen uns selbst befragen, welche Geschichte(n) die Friedensforschung für uns geschrieben habe.

Claudia Brunner setzt sich in ihrem Beitrag mit der aus ihrer herrschaftskritischen Sicht reaktionären Institution der Universität als Forschungs- und Bildungseinrichtung auseinander, um nicht zuletzt den Platz und die ambivalente Rolle zu reflektieren, die eine kritische Friedensforschung hierin heutzutage einnehme. Anhand des Beispiels der Protagonistin Kasandra aus Christa Wolfs gleichnamiger Erzählung aus dem Jahr 1983 appelliert Brunner an kritische (Friedens-)Forscher:innen, sich trotz der Widerstände dominanter Diskurse und Praktiken der Gewalt aktiv am Wandel auf dem epistemischen Territorium der kolonialen Moderne zu beteiligen. Auch das eigene „Unbehagen kritischer Friedensforschung an und mit der Institution Universität“ solle entsprechend nicht als nur persönliches Unbehagen aufgefasst werden, sondern letztlich als epistemische Gewalt, „die kein Binnenphänomen einer spezifischen Institution ist, sondern konstitutiv für genau jene globalen Ungleichheits- und Gewaltverhältnisse, mit denen sich Friedens- und Konfliktforschung beschäftigt“. Brunners Ausführungen können als Aufruf dazu verstanden werden, eingefahrene, in Teilen auch gewaltvolle Strukturen akademischer Forschung und Lehre aufzubrechen und alternative Perspektiven zu entwickeln. Dabei seien die eigenen Privilegien in Macht- und Herrschaftsverhältnissen von Forschung und Lehre nicht nur zu reflektieren, sondern auch aufzugeben.

Auch *Jule Bodes* und *Thomas Nielebocks* Ausführungen lassen sich als kritische Stellungnahme zu einer der Friedens- und Konfliktforschung inhärenten Gewalt verstehen, hier speziell in deren Lehre und Didaktik. Grundlegend widmen sich die beiden Autor:innen in ihrem Beitrag dem umfangreichen Unterfangen, sowohl den spezifischen Anforderungen an eine friedenswissenschaftliche Lehre nachzuspüren, die dem Selbstverständnis der Friedens- und Konfliktforschung entsprechen möchte, als auch eine angemessene Didaktik daraus abzuleiten, ein entsprechendes Curriculum „Friedensforschung“ vorzustellen sowie eine sich daran orientierende Evaluation zu skizzieren. In ihren Betrachtungen greifen sie auf konstruktivistische und vor allem systemtheoretische Annahmen zurück. Sie schließen inhaltlich an Überlegungen der sogenannten „Augsburger Erklärung“⁷ an, ein von zehn deutschsprachigen Studienstandorten unterzeichnetes Positionspapier zur Lehre in der Friedens- und Konfliktforschung. Das Kernargument der Erklärung ist, dass Friedens- und Konfliktforschung ein besonderes Merkmal in der Lehre aufweist: „Wir

7 Die Version der Augsburger Erklärung vom 21.03.2018, die an den Wissenschaftsrat übermittelt wurde, findet sich im Anhang dieses Sammelbandes.

theoretisieren die Praxis und praktizieren die Theorie“. Diesem doppelten Selbstanspruch könne man als Lehrende:r am besten begegnen, wenn man sich von den Standards der klassischen akademischen Lehre, welche die Autor:innen als Erzeugungsdidaktik bezeichnen, abwende und einer Ermöglichungsdidaktik zuwende. Um ihre Kernidee zu verdeutlichen, greifen Bode und Nielebock auf das Gedankenspiel der „Leere in der Lehre“ zurück. Diesem folgend ginge es primär darum, Offenheit und Freiräume zuzulassen und zu schaffen und den eigenen pädagogischen Narzissmus zurückzustellen.

Einem solchen (pädagogischen) Narzissmus widmet sich *Wolfgang Dietrich* in seinem Beitrag zur Diabolik des Selbst (in) der Friedensforschung. Er wendet sich dafür dem Mythos des Narziss zu und begreift diesen als Metapher für die Friedens- und Konfliktforschung, der es – wie anderen akademischen Feldern auch – nicht an Eitelkeit, Eifersucht und Arroganz fehle. Speziell der Friedens- und Konfliktforschung attestiert Dietrich „das thematische Flair des Heroischen“. Nicht selten verleite dieses Flair Lehrende zu einer gewissen Selbstüberhöhung, gerade wenn das Einbringen von Eigenerfahrungen und Selbstreflexionen ausbleibe. Wie Narziss seien Friedens- und Konfliktforscher:innen in ihr Spiegelbild verliebt. Uns fehle aber schlicht die solide Basis einer sich als eigenständig begreifenden Disziplin, wenn wir nicht auch die „Frage nach dem epistemischen Rahmen unseres gemeinsamen Tuns, seinen Vorbedingungen und Vorgeschichten, Antrieben und Absichten zulassen“. Dietrich liefert einen Abriss über die Genealogien der Begriffe Körper, Geist, Seele und Selbst als Ausgangspunkte für eine transdisziplinäre Friedenswissenschaft: Erst wenn sich Narziss von Ego abwende, so Dietrich, könne eine „Metamorphose zu[m] Beständigeren“ stattfinden.

Die in diesem Band versammelten Beiträge zeugen von der Vielfalt theoretischer Perspektiven, Zugänge und Themen sozialwissenschaftlicher Konfliktforschung, die auch vor der eigenen Praxis als möglichem Gegenstand nicht Halt macht. Wenn wir in diesem Band von sozialwissenschaftlicher Konfliktforschung sprechen, dann tun wir dies aus zwei Gründen: Dies war erstens der Name des erfolgreichen Masterstudiengangs, der in seiner curricularen Einzigartigkeit und didaktischen Klugheit von Christoph Weller an der Universität Augsburg realisiert wurde. Zweitens werden damit die von Weller gelebte sozialwissenschaftliche Interdisziplinarität sowie die von ihm akzentuierte Idee betont, dass Konflikte konstitutiv für das Zusammenleben sind und auch produktiv für Gesellschaften sein können. Die Idee des Friedens hat er dabei in seiner Forschungsarbeit und Lehrtätigkeit keineswegs *ad acta* gelegt. Vielmehr steht hinter dem

Versuch, sich über die Konfliktperspektive dem Sozialen zu nähern, immer auch das Ziel, konkrete Vorstellungen und Wege eines friedvolleren Zusammenlebens zu erarbeiten.

Wir bedanken uns bei den Autor:innen, die an diesem Band – und damit auch an einer Geburtstagsüberraschung für Christoph Weller – tatkräftig mitgewirkt haben. Unser Dank gilt zudem Martin Oppelt, Martin Reichinger und David Scheuing.

Literatur

- Bonacker, Thorsten* 2011: Forschung für oder Forschung über den Frieden? Zum Selbstverständnis der Friedens- und Konfliktforschung, in: Schlotter, Peter/Wisotzki, Simone (Hrsg.): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung, Baden-Baden, 46-78.
- Gulowski, Rebecca/Weller, Christoph* 2017: Zivile Konfliktbearbeitung. Kritik, Konzept und theoretische Fundierung, in: *Peripherie* 37: 148, 386-411.
- Hauswedell, Corinna* 2022: Zeitenwende!? Blog-Beitrag auf Wissenschaft und Frieden Online, 08.03.2022.
- Koppe, Karlheinz* 2001: Der vergessene Frieden. Friedensvorstellungen von der Antike bis zur Gegenwart, Opladen.
- Weller, Christoph* 2017a: Friedensforschung als reflexive Wissenschaft, in: *Sicherheit und Frieden (S+F)* 35: 4, 174-178.
- Weller, Christoph* 2017b: Friedens- und Konfliktforschung: Herausforderung für die Internationalen Beziehungen? In: Sauer, Frank/Masala, Carlo (Hrsg.): *Handbuch Internationale Beziehungen*, Wiesbaden, 551-572.
- Weller, Christoph* 2022: Wie konnte es nur so weit kommen? Wie ein Friedens- und Konfliktforscher den Krieg in der Ukraine einschätzt. Interview mit Christoph Weller vom 28.02.2022, geführt von Swen Thissen, in: <https://politik.watson.de/international/interview/634878887-krieg-in-der-ukraine-friedens-und-konfliktforscher-schaetzt-die-situation-ein>; 15.03.2022.
- Weller, Christoph/Bösch, Stefan* 2018: Friedensforschung und Gewalt. Zwischen entgrenzter Gewaltanalyse und epistemischer Gewaltblindheit, in: *Zeithistorische Forschungen* 15: 2, 358-368.
- Wissenschaftsrat* 2019: Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Friedens- und Konfliktforschung, Bonn.